

Der kleine Holzhauer und sein Hund Cäsar

Die Waldhütte und ihre Bewohner

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte am Rand eines großen und ausgedehnten Waldes der Holzhauer Robert Hartmann mit seinen sechs Söhnen. Der jüngste von ihnen, Wilhelm, war bei Beginn unserer Erzählung etwa fünf Jahre alt. Seine Mutter war kurz nach seiner Geburt gestorben, und so wuchs er heran wie ein wilder Schössling im Wald. Sein Vater und seine fünf Brüder, die alle bedeutend älter waren als er, hielten sich tagsüber fast ununterbrochen im Wald auf, um Holz zu hauen. Das brachten sie dann zerkleinert auf einem Eselswagen zum Verkauf in die nächste Stadt.

Wilhelms Vater war ein fleißiger Arbeiter, der sein Brot stets redlich verdient hatte. Für die Erlaubnis, in dem Wald, der dem Landesherrn gehörte, das trockene Reisig zu sammeln und die Bäume, die ihm von den Förstern angewiesen wurden, umzuhauen, bezahlte er jährlich eine bescheidene Summe. Das Holz war zu jener Zeit noch nicht so rar wie heute. Ja, man war froh, einen Mann zu haben, der die überflüssigen und absterbenden Bäume nicht nur aus dem Wald entfernte, sondern auch noch etwas dafür bezahlte.

Als die ältesten Söhne heranwuchsen und dem Vater helfen konnten, gestaltete sich die äußere Lage der Familie noch besser. Alle fünf waren starke, gesunde Burschen und führten bald die Axt mit derselben Kraft und Geschicklichkeit wie ihr Vater. Die Einnahmen vermehrten sich infolgedessen mit jedem Jahr, und so begann in der Hütte am Wald allmählich ein gewisser Wohlstand zu herrschen.

Aber waren die Hüttenbewohner nun wirklich glücklich? Es fehlte ihnen doch nichts!

Doch – eins fehlte in diesem Haus: Gott. Der Holzhauer und seine Söhne gaben nichts um das Heil ihrer Seele. Sie lebten hin in dem unheilvollen Irrtum, dass nach dem Tod doch alles aus sei, und glaubten nicht an die Unsterblichkeit ihrer Seelen, nicht an die Ewigkeit. Nie redete der Vater mit seinen Söhnen über Gott und Gottes Wort. Er dachte auch nicht daran, sie am Sonntag in die Kirche des Städtchens zu führen. Mit den Schulverhältnissen sah es damals in unserem Vaterland traurig aus. Niemand war gehalten, seine Kinder zur Schule zu

schicken, und wer ordentlich schreiben und lesen konnte, galt auf dem Land für einen halben Gelehrten.

So waren denn die Söhne unseres Holzhauers in jeder Beziehung in völliger Unwissenheit aufgewachsen; das einzige Ziel ihres Strebens war, Geld zu verdienen und sich mit dem Verdienten ein möglichst bequemes Leben zu bereiten. Die Sache war umso trauriger, als Vater Hartmann von einer treuen, gottesfürchtigen Mutter erzogen worden war.

Eines Tages aber brachte ein ernstes Ereignis den Holzhauer zum Nachdenken. Als er nämlich mit seinen Söhnen einen Baum fällen wollte, stürzte dieser unerwartet nach der Seite hin, auf welcher der Vater stand. Zwar sprang er rasch zur Seite, wurde aber von einem starken Ast des Baumes zu Boden geschmettert und so schwer verwundet, dass seine Söhne ihn bewusstlos nach Hause tragen mussten.



Wilhelm, der seine Brüder stets begleitete, um Reisig zu sammeln und in Bündel zu binden, hatte dem schrecklichen Schauspiel zugesehen und folgte laut schluchzend dem traurigen Zug. Das Bewusstsein des Vaters kehrte zwar bald wieder zurück, aber er klagte über entsetzliche Schmerzen. Die ältesten Söhne verbanden seine Wunden, so gut sie es verstanden, und kehrten dann gefühllos in den Wald zurück, wo sie die ganze Woche blieben.

So war Wilhelm mit seinem verunglückten Vater allein. Dieser litt unsäglich. Der Gedanke an den Tod trat ihm mit all seinem Ernst vor die Seele. Die Sünden seines ganzen Lebens schienen aufzuwachen und ihn zu verklagen. Besonders *eine* Sache machte ihm viel zu schaffen: der Gedanke an seine Mutter, die er vor vielen Jahren heimlich verlassen, und um die er sich seitdem nie wieder gekümmert hatte. Was mochte aus der einsamen Witwe geworden sein? Lebte sie

noch, oder war sie bereits in Kummer und Herzeleid über ihren unge- ratenen Sohn aus dieser Welt geschieden?

Das waren traurige Tage für den alten Holzhauer. Die Ängste sei- ner Seele waren schwerer zu ertragen als die Schmerzen seines Kör- pers. Mit Furcht und Schrecken dachte er an die finstere, endlose Ewigkeit, der er entgegenging.

Was seine Mutter ihm einst gesagt hatte, kehrte mit lebendiger Gewalt in seine Erinnerung zurück. Er erkannte, dass er ein verlore- ner Sünder war, der Gottes Gericht gerechterweise verdient hatte. Und niemand konnte ihm ein Wort des Trostes sagen. Seine älteren Söhne dachten nur an sich selbst und überließen den Kranken völlig seinem Schicksal; ja, sie lachten über seine Angst und verspotteten ihn, wenn er weinte. Nur Wilhelm, der inzwischen neun Jahre alt ge- worden war und mit inniger Liebe an seinem Vater hing, saß stunden- lang an seinem Schmerzenslager und tat alles für ihn, was irgend in seinen Kräften stand. Aber zu trösten vermochte er auch nicht; wuss- te er doch selbst nichts von Jesus, dem Einzigen, der in solcher Lage zu trösten vermag.

So gingen die Wochen in Angst und Kummer dahin. Häufig hörte Wilhelm den Vater seufzen: „O Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Hie und da raffte dieser sich auch auf und wankte in den nahen, ihm so lieb- gewordenen Wald, um hier ein wenig Luft zu schöpfen, und dann fiel er gewöhnlich auf die Knie und flehte zu Gott um Gnade und Erbar- men. Auch erzählte er Wilhelm das, was er einst selbst von seiner Mutter gehört hatte über die Liebe Gottes und das Werk Jesu Christi, seines Sohnes. Er erzählte ihm, so gut er es vermochte und es noch in seiner Erinnerung fortlebte – denn eine Bibel besaß er nicht –, die Geschichte von der Geburt Jesu, von seinem Leben und Wirken hie- nieden und endlich von seinem Tod am Kreuze. Später teilte er ihm auch noch manches aus der frühesten Geschichte der Menschen mit; er erzählte ihm von der Schöpfung, von Adam und Eva, vom Sünden- fall, von Kain und Abel, von der Sintflut, von den Patriarchen Abra- ham, Isaak und Jakob, vom Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, von Mose, Josua und so weiter. Wilhelm lauschte mit gespannter Auf-

merksamkeit; die Worte des Vaters machten tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des Knaben.

Nach und nach trat in dem Zustand des Kranken eine Veränderung ein. Er wurde ruhiger. Zuweilen spielte sogar ein glückliches Lächeln um seinen Mund, wenn er von Jesus und von seiner Liebe redete, und jetzt hörte Wilhelm ab und zu den Vater laut Gott danken. Er freute sich über diese Veränderung, obwohl er deren Ursache nicht verstand.

Eines Tages – die Sonne schien so warm und freundlich, dass der Kranke es noch einmal gewagt hatte, sein Bett zu verlassen – saßen Vater und Sohn vor der Tür der Hütte; zu ihren Füßen lag Cäsar, der allezeit muntere Geselle Wilhelms. Die älteren Söhne waren in den Wald gegangen, um Hirsche zu schießen. Vor der Erkrankung ihres Vaters hatten sie dies auch hie und da heimlich getan; seitdem er aber an die Hütte gebannt war, frönten sie ohne jede Scheu der Wilddieberei. Der alte Vater sah es zu seinem großen Schmerz, aber seine Ermahnungen fanden taube Ohren.

Als die beiden nun so traulich nebeneinander saßen, sagte der Vater plötzlich: „Ach, mein Junge, wie schlecht habe ich gegen deine Brüder gehandelt, als sie so alt waren, wie du jetzt bist! Nie habe ich ein Wort über den Herrn Jesus mit ihnen geredet, nie sie auf ihre Verantwortung dem heiligen Gott gegenüber aufmerksam gemacht. Und nun ernte ich die Früchte meines Tuns. Meine Söhne sündigen ohne Scheu, und mein Wort hat keine Kraft. Sie verlachen mich und kehren ihrem sterben-



den Vater den Rücken. Aber ich habe diese Behandlung *verdient*, voll und ganz *verdient*!“

Der Kranke ließ mit einem tiefen Seufzer den Kopf auf die Brust sinken, und die Tränen rannen langsam über seine bleichen Wangen. Wilhelm sah das mit tiefer Bewegung und fragte endlich: „*Warum* hast du denn diese Behandlung verdient, Vater?“

„Ach, mein Kind“, entgegnete der Vater, indem er liebkosend seine magere Hand auf dem Scheitel seines Sohnes ruhen ließ, „aus verschiedenen Gründen. Ich war in meiner Jugend ein ungezogener, ungehorsamer Knabe; und schon aus diesem Grund verdiene ich es, ungezogene Kinder zu haben. Meine Mutter war eine Witwe, die den Herrn Jesus lieb hatte und Gott fürchtete. Ihr Häuschen stand an der anderen Seite dieses Waldes, mehrere Tagereisen von hier entfernt. Ich war ihr einziges Kind. Sie erzog mich mit der größten Liebe und Zärtlichkeit und unterwies mich früh in dem Wort Gottes. Aber ich wollte nicht auf sie hören! Als ich größer wurde, trieb ich mich die meiste Zeit in Feld und Wald umher. Zuletzt kam ich in schlechte Gesellschaft, vollführte allerlei lose Streiche, und um den Vorwürfen meiner Mutter zu entgehen, lief ich fort. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen, auch nichts von ihr gehört. O wenn ich doch jetzt noch Kraft hätte, zu ihr zu gehen und ihre Verzeihung zu erleben! Aber nun ist es zu spät, für immer zu spät!“

„Lebt sie denn noch?“ forschte Wilhelm gespannt.

„Ich weiß es nicht, mein Junge“, erwiderte der Holzhauer, „aber ich glaube es kaum; sie müsste ja schon sehr alt sein. Aber wenn sie auch noch lebte, so würde ich sie doch in dieser Welt niemals wiedersehen. Meine Tage sind gezählt. Nur eines wünsche ich, wenn sie noch auf dieser Erde weilen sollte: dass sie erführe, wie tief ich meine Sünden bereut und dass ich endlich meine Zuflucht zu Jesus genommen habe, der jetzt meine einzige Hoffnung ist und der mich von allen meinen Sünden gereinigt hat in seinem kostbaren Blut.“

Der Vater schwieg. Nach einer Pause begann er von neuem: „Ach, meine Söhne, meine Söhne! Es ist meine Schuld, dass sie so böse und gefühllos sind. Ich bin ihnen kein treuer, guter Vater gewesen. Ich habe sie aufwachsen lassen wie die Bäume im Wald. Ich habe sie

nicht in Gottes Wort unterwiesen noch in der Zucht und Ermahnung zum Herrn auferzogen. Und jetzt verachten sie mich und sind taub gegen alle meine Bitten und Ermahnungen. Sie lachen mich aus und verhärten ihre Herzen gegen Gott. – O Gott, Du bist gerecht; aber ernst und schwer sind Deine Gerichte!“

Der alte Mann zitterte am ganzen Leib bei diesen Worten. Er weinte nicht mehr. Tränenlos blickte sein Auge zu Boden. Wilhelm wusste nicht, was er dem so tief betrübten Vater sagen sollte. Endlich flüsterte er: „Vater, kann denn der Herr Jesus ihre Herzen nicht verändern? Und wird Er es nicht tun, wenn wir Ihn darum bitten?“

Der Alte fuhr aus seiner Erstarrung auf, und während von neuem lindernde Tränen seine Augen füllten, sagte er: „Ja, mein liebes Kind, du hast recht. Der Herr Jesus kann ihre Herzen verändern. Oft habe ich Ihn schon darum gebeten, und vielleicht wird Er in seinem Erbarmen meine Gebete zu seiner Zeit erhören. Aber wir wollen es jetzt machen, wie du sagst, und jetzt gemeinschaftlich zu Ihm flehen.“

Beide knieten nieder, und mit rührenden Worten flehte der tiefgebeugte Vater um Gnade für seine verirrtten Kinder. Obwohl Wilhelm nicht alles verstand, was der Vater sagte, so blieb ihm diese Stunde doch Zeit seines Lebens in unauslöschlicher Erinnerung.

Der Kranke lebte nach dieser Unterhaltung mit seinem jüngsten Kind nicht mehr lange. Schon einige Tage später verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, dass er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Wilhelm verdoppelte seine Aufmerksamkeit in der Bedienung des Sterbenden. Er verließ ihn nur noch für Augenblicke, um Wasser herbeizuholen oder was der Kranke sonst bedurfte. Ununterbrochen saß er vor dem Schmerzenslager des geliebten Vaters, während Cäsar still zu seinen Füßen lag und nur hie und da seine klugen Augen von dem einen zum andern wandern ließ. Es war gerade, als wenn das treue Tier Verständnis für die Lage der Dinge gehabt hätte. Von Zeit zu Zeit erhob der alte Holzhauer betend seine Stimme, und dann faltete auch Wilhelm seine Hände und betete mit.

Als der letzte Morgen anbrach, sagte er zu Wilhelm, dass der Herr ihm die völlige Zuversicht gegeben habe, dass seine Gebete erhört

werden würden. „Meine Sünden sind vergeben“, flüsterte er, „und ich gehe zu Jesus, meinem Herrn. Er wird dich bewahren, mein lieber Junge, und auch deine Brüder in Gnaden annehmen. O vergiss nicht deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend, wie ich es getan habe! Gib Ihm dein Herz, mein Kind, vertraue dich Ihm völlig an, und vergiss nicht, alle Tage für deine Brüder zu beten.“

Gegen Abend kamen Wilhelms Brüder nach Hause. Sie brachten ein Reh mit, das sie geschossen hatten, sowie einen großen Krug Branntwein. Nachdem sie ein mächtiges Feuer angezündet hatten, brietten sie einen Teil des Wildbrets und taten sich dann an dem saftigen Braten gütlich, indem sie zugleich dem Branntwein fleißig zusprachen. Ihren sterbenden Vater würdigten sie kaum eines Blickes, sondern forderten Wilhelm auf, mit ihnen zu essen und zu trinken. Aber nichts hätte den Knaben bewegen können, den Vater zu verlassen. Er blieb neben dem Bett sitzen, bis er die Augen nicht mehr offen halten konnte und einschlief.

Als er früh am Morgen wach wurde, galt sein erster Blick dem Vater an seiner Seite. Er lag so ruhig und friedlich da, dass Wilhelm kaum wagte, sich zu bewegen. Endlich flüsterte er leise: „Vater!“

Keine Antwort.

Er wiederholte noch einmal etwas lauter: „Vater, schläfst du?“

Wieder keine Antwort.

Jetzt ergriff er die Hand des Vaters, die schlaff an der Seite des Bettes herabhing. Sie war kalt und steif. Das Leben war entflohen. Während Wilhelm schlief, war auch sein Vater eingeschlafen, um auf dieser Erde nicht wieder zu erwachen. Als diese Tatsache dem Jungen zum Bewusstsein kam, warf er sich laut schreiend über das Bett und bedeckte das Gesicht des Toten mit heißen Küssen.

Durch das Weinen Wilhelms erwachten auch die Brüder, die im Zimmer nebenan ihren Rausch ausschliefen. Sie kamen herbei und betrachteten den Verstorbenen eine Weile, ohne dass auch nur ein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen wäre oder eine einzige Träne ihre Wangen benetzt hätte. Dann berieten sie, ob sie den Leichnam sofort beerdigen oder ihn noch einen Tag lang liegen lassen sollten. Sie entschlossen sich zu dem ersteren und trafen sofort mit

der größten Gefühlskälte Vorbereitungen, um die sterbliche Hülle ihres Vaters dem Schoß der Erde zu übergeben. Dicht bei der Hütte warfen sie eine Grube aus, legten den Leichnam hinein, füllten die Grube wieder mit Erde, deckten etwas Rasen darüber und gingen dann, als wenn nichts geschehen wäre, in die Hütte zurück.

Wilhelm aber blieb weinend neben dem Grabhügel sitzen. Er fühlte sich so einsam und verlassen. Was sollte jetzt aus ihm werden? Von seinen Brüdern hatte er nichts Gutes zu erwarten. Sein einziger Freund, der ihn nie verließ und auch jetzt neben ihm kauerte, war sein Hund.

Doch war Wilhelm wirklich verlassen? Kannte er nicht einen viel treueren, mächtigeren Freund, als selbst sein Vater für ihn gewesen war?

Der Gedanke an diesen *Freund im Himmel* durchfuhr ihn plötzlich, und niederkniend bat er Ihn ganz kindlich, ihm zu helfen und ihm zu zeigen, was er tun sollte.

Ein gottloser Plan

Während Wilhelm draußen seinen trüben Gedanken nachhing, beschäftigten sich seine Brüder damit, die Reste ihrer Abendmahlzeit zu vertilgen und den Brantweinkrug völlig zu leeren. Dabei begannen sie zu überlegen, was sie nun mit ihrem jüngsten Bruder anfangen sollten. Er war noch zu jung, um sie auf ihren Streifzügen zu begleiten, und ihn tage- und gar wochenlang allein im Haus zurückzulassen, ging auch nicht an. Zudem war er ihnen ein rechtes Ärgernis, da er, so jung er auch noch war, ihnen hie und da gesagt hatte, sie sollten das Wildern lassen. Er hatte ihnen gesagt, dass das verbotene Jagen des Wildes Stehlen sei, und Gott sage in seinem Wort: „Du sollst nicht stehlen!“ Denn so hatte der Vater ihn gelehrt. Sein kindliches Beten war ihnen ebenfalls ein Dorn im Auge, da dieses sie immer wieder an ihren eigenen gottentfremdeten Zustand erinnerte. Die Frage war nun, wie sie sich des Knaben auf die bequemste Weise entledigen konnten.

„Wir können ihn nicht mitnehmen, wenn wir auf die Jagd gehen“, meinte der Älteste, „er wäre imstande, uns an den Förster zu verraten.“

„Was sollen wir denn mit ihm anfangen?“, fragte der andere, „am besten läge er bei seinem Vater im Grab.“

„Nein“, fiel der Dritte ein, „so dürfen wir nicht sprechen. Mögen seine Redereien uns ärgern, er ist und bleibt doch unser Bruder.“

„Was soll denn geschehen?“, brummte der Älteste wieder.

„Ich weiß Rat“, entgegnete der Vierte. „Das Beste, was wir tun können, ist, dass wir ihn einige Tagereisen weit in den Wald bringen und ihn dann seinem Schicksal überlassen. Er mag dann gehen, wohin er will. Den Weg zu uns findet er so leicht nicht wieder.“

„Aber dann müssen wir dafür sorgen“, bemerkte der Zweite, „dass Cäsar in der Hütte zurückbleibt. Anders werden wir Last mit ihm bekommen, da er ja selbst mit Gewalt nicht von Wilhelm wegzutreiben ist. Ferner schlage ich vor, dass wir den Jungen ungefähr zum anderen Ende des Waldes bringen. Da mag er dann zusehen, wie er wieder zu Menschen kommt.“

„Gut“, mischte sich der Jüngste jetzt in die Unterhaltung, „bringen wir ihn in den Wald! Wir können ja einen unserer Esel mitnehmen und ihn darauf setzen, damit wir tüchtig ausschreiten können; sind wir dann weit genug von hier entfernt, so verlassen wir ihn des Nachts.“

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden wurde beschlossen, diesen Plan schon am nächsten Morgen zur Ausführung zu bringen. Inzwischen war es spät geworden, und da der Aufbruch in aller Frühe erfolgen sollte, begaben sich alle zur Ruhe; auch Wilhelm kroch, nachdem er ein wenig gegessen hatte, in sein Bett.

Kaum begann der neue Tag zu dämmern, da wurde es lebendig in der Hütte. In aller Eile wurde ein Frühstück bereitet, ein großer Mantelsack mit Brot und sonstigem Proviant gefüllt und dann der stärkste Esel geholt und gesattelt. Wilhelm war inzwischen ebenfalls erwacht, hatte sich gewaschen und angekleidet und sah nun, nichts Böses ahnend, den Vorbereitungen zu.

Als alles zur Abreise bereit war, nahm einer der Brüder den Kleinen bei der Hand, gebot ihm, seinen Hut aufzusetzen, und hob ihn dann auf den draußen bereitstehenden Esel.

„Wohin gehen wir?“, fragte Wilhelm, der am liebsten daheim geblieben wäre, aber doch keine Einwendungen zu machen wagte.

„In den Wald, um Holz zu hauen und Hirsche zu jagen“, erwiderte einer der Brüder lachend. „Was, wollt ihr schon wieder dem Fürsten die Hirsche stehlen? Lasst das doch sein!“, bat Wilhelm energisch.

Die Brüder gaben ihm keine Antwort, warfen sich aber bedeutungsvolle Blicke zu.

Cäsar stand schon bereit, um dem Esel, auf dem sein kleiner Herr ritt, zu folgen. Freudig mit dem Schweif wedelnd, wartete er ungeduldig auf den Aufbruch der Reisegesellschaft. In diesem Augenblick aber kam einer der Brüder mit einem dünnen festen Strick herbei, band ihm denselben um den Hals und schleppte dann das widerstrebende Tier in die Hütte.

„Darf Cäsar nicht mitgehen?“, fragte Wilhelm. „Nein“, erwiderte der Älteste kurz.

„Aber dann gebt ihm doch ein wenig Wasser und Brot, damit er nicht verhungert, während wir im Wald sind“, fuhr Wilhelm fort.

„Bekümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen!“, entgegnete der zweite Bruder, „wir werden schon für den Hund sorgen.“

Wilhelm sagte nichts mehr, aber nur mit Mühe gelang es ihm, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

Nach einer Weile kehrte der Bruder, der Cäsar weggeschleppt hatte, zurück, verschloss die Tür der Hütte, und nun setzte sich der Zug



in Bewegung. Zunächst ging es einen Weg entlang, der Wilhelm gut bekannt war; bald aber wusste er nicht mehr, wo er sich befand. Es ging bergauf und bergab, bald rechts, bald links, und zwar so schnell der Esel auf den holperigen Waldwegen vorwärts kommen konnte. Gegen Mittag wurde auf einer Lichtung im Wald Halt gemacht, ein Feuer angezündet und aus den mitgebrachten Vorräten ein Essen bereitet. Der Esel weidete inzwischen das spärliche Gras ab, das auf der Lichtung wuchs.

Nach einigen Stunden ging es wieder weiter. Der Wald wurde stellenweise so dicht, dass die Brüder nur einzeln hintereinander hergehen konnten und sich hie und da sogar erst einen Weg durch das wilde Gestrüpp bahnen mussten. Wilhelm wurde müde und fragte seine Brüder wiederholt, ob sie noch nicht bald am Ziel seien. Doch da er nur kurze, ausweichende Antworten erhielt, ergab er sich endlich in sein Schicksal und schwieg.

Gegen Abend erreichten sie eine geräumige Höhle, in deren Nähe ein frischer Quell sprudelte. Die Brüder Wilhelms schienen hier gut bekannt zu sein; verschiedene Anzeichen in der Höhle deuteten auch darauf hin, dass sie schon häufiger als Nachtquartier von ihnen benutzt worden war. Am hintersten Ende lag ein großer Haufe trocknen Laubes, und nachdem im Eingang der Höhle ein großes Feuer angezündet worden war, das einer der Brüder abwechselnd während der Nacht unterhalten musste, legten sich die übrigen auf das Laub zum Schlafen nieder. Wilhelm war so müde, dass er, ohne etwas zu Abend gegessen zu haben, sofort in einen tiefen Schlaf fiel.

Am folgenden Tag wurde die Reise genau wie am ersten fortgesetzt. Mit kurzen Unterbrechungen ging es immerfort durch Wald und dichtes Gebüsch. Der Wald schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich, gegen Abend des zweiten Tages, fing er an lichter zu werden. Der Esel war todmüde, aber seine unbarmherzigen Herren trieben ihn mit ihren Stöcken immer wieder zur Eile an. Schließlich – es begann bereits zu dunkeln, und von Zeit zu Zeit ließ sich das hässliche Geheul eines Wolfes vernehmen – erreichte man eine Stelle, wo vier Wege zusammenliefen. Hier wurde wieder Halt gemacht und wie am

Abend vorher ein gewaltiges Feuer angezündet – hauptsächlich wegen der Wölfe, wie die Brüder sagten. Wilhelm war nicht so müde wie am Abend vorher. Als er nun mit seinen Brüdern am Feuer saß und etwas Brot und Fleisch aß, das sie ihm reichten, fragte er schüchtern:

„Wir sind nun schon so viele Stunden von Hause entfernt; sind wir noch nicht bald am Ziel unserer Reise?“

„So, denkst du, dass wir weit genug gekommen seien?“, fragte der älteste Bruder lachend.

„Ich begreife nicht, warum ihr hierhin gegangen seid“, fuhr Wilhelm fort.

„Um Hirsche und Rehe zu schießen“, antwortete der junge Mann.

„Aber nicht weit von unserer Hütte ist doch Wild genug; warum seid ihr denn so weit weggezogen?“

„Du wirst es bald genug erfahren“, lautete die kurze Antwort; und als er noch weitere Fragen stellen wollte, wurde ihm geboten, den Mund zu halten.

Nachdem sich die Gesellschaft gesättigt und auch der Esel ein tüchtiges Stück Brot erhalten hatte, streckten sich alle, mit Ausnahme des wachhaltenden Bruders, auf das Gras nieder, und bald verrieten ihre lauten Atemzüge, dass sie fest eingeschlafen waren. Wilhelm suchte sich auch ein Plätzchen zum Schlafen in der Nähe des Feuers; aber ehe er sich niederlegte, kniete er nieder und faltete die Hände, so wie sein Vater es ihn gelehrt hatte. Einen Augenblick schaute er stumm zu dem klaren Sternenhimmel empor, dann flüsterte er: „Lieber Vater im Himmel, gedenke meiner und nimm mich in Deine Obhut. Du weißt, dass mein lieber Vater tot ist und dass meine Brüder mich nicht lieb haben. Ich habe niemanden auf der Erde, der mich lieb hat, als Cäsar, und der ist in die Hütte eingesperrt. O lieber Gott, gedenke Du meiner und behüte mich, ich bitte Dich um Jesu willen. Amen.“

Nachdem er sein Gebet beendet hatte, legte er sich nieder und schlummerte bald ein. Da war es ihm, als wenn jemand ihm zugerufen hätte: „Fürchte dich nicht, ich will für dich sorgen!“

Schlaftrunken richtete er sich empor und ließ seine Augen umherwandern, um den Sprecher zu entdecken; aber seine Brüder schliefen ruhig, und der eine, der Wache hielt, saß unbeweglich am Feuer, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Waren die Worte vielleicht eine Antwort auf sein Gebet? Wilhelm dachte es und legte sich getrost wieder hin und schlief ein.

Wieder schlief er gesund und fest, so dass er nichts von dem vernahm, was um ihn her vorging. Wie würde er erschrocken sein, wenn er gesehen hätte, wie seine Brüder sich einige Stunden später, noch ehe der Himmel im Osten sich zu röten begann, leise von dem Feuer erhoben, den Esel sattelten und sich dann lautlos entfernten. Ihr Plan war gelungen. Bald nahm das Dunkel des Waldes sie auf, und – Wilhelm war allein.

Ungestört und ununterbrochen schlief der Junge, bis die Sonne hoch am Himmel stand und ihre warmen Strahlen gerade auf sein Gesicht fallen ließ. Zugleich machten zwei Krähen auf einem Baum in der Nähe einen solchen Lärm, dass der jugendliche Schläfer erwachte und ganz überrascht in die Höhe fuhr. Verwundert blickte er rund um sich her. Die Lichtung, auf der man am Abend vorher Halt gemacht hatte, war mit den schönsten, lieblich duftenden Waldblumen bedeckt, und Vögel von allen Größen und Farben hüpfen zutraulich umher oder sangen in den Zweigen der Bäume ihr Morgenlied. Es war ein herrlicher Morgen; der Himmel so blau, die Luft so rein und frisch, und die Gräser und Blumen mit blühenden Tautropfen wie übersät.

Wilhelm wusste sich im ersten Augenblick gar nicht zu besinnen, wo er sich befand und wie er an diesen Ort gekommen war. Erst als ihm die noch glühenden und dampfenden Reste des Feuers zu seiner Seite ins Auge fielen, dämmerte die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Tage in ihm auf. Aber wo war der Esel, der ihn so treu auf seinem Rücken getragen hatte, und wo waren seine Brüder? Wilhelm sprang auf und rief, so laut er konnte, die Namen seiner Brüder; aber der Wald gab ihm nur das Echo seiner eigenen Stimme zurück. Plötzlich durchfuhr ihn der Gedanke, dass seine Brüder ihn böswillig ver-

lassen haben könnten. Er konnte es fast nicht glauben; aber als es Mittag wurde und nichts von ihnen zu sehen und zu hören war, wurde ihm die Befürchtung mehr und mehr zur Gewissheit, und er weinte bitterlich. Was sollte nun aus ihm werden – allein in dem großen Wald, in dem es Wölfe und vielleicht noch andere wilde Tiere gab?

„O wie böse seid ihr!“, schluchzte der arme kleine Bursche in dem Gedanken an seine gottlosen Brüder. „Habt ihr mich deshalb hierher gebracht, um mich allein hier zu lassen? O Vater, Vater, wärest du doch noch bei mir!“

Allmählich jedoch wurde er ruhiger. Der Gedanke an den Herrn Jesus, der ihn auch jetzt sah und mit fürsorglicher Liebe seiner gedachte, tröstete ihn. Und endlich tat er das, was alle Menschen, die in Not und Bedrängnis sind, tun sollten. Er kniete nieder und bat den Herrn um seine Hilfe und Bewahrung. Nachdem er gebetet hatte, dachte er darüber nach, was er nun beginnen sollte. Seinen Brüdern zu folgen, war unmöglich, da diese gewiss nicht ohne Absicht gerade einen Fleck ausgesucht hatten, wo mehrere Wege sich kreuzten, so dass Wilhelm nicht wissen konnte, in welcher Richtung sie davongegangen waren. Still saß er lange neben dem ausgebrannten Feuer; er konnte nicht mehr klagen oder rufen, das Herz war ihm zu schwer. Nur kam es ab und zu über seine Lippen: „Herr Jesus, hilf Du mir!! Du siehst, ich bin einsam und verlassen und habe Hunger und Durst. Herr, hilf mir!“



Allein im Wald

Während der verlassene Junge so dasaß, kam ihm der Gedanke: Vielleicht haben deine Brüder dich doch nicht verlassen, sondern sind nur weggegangen, um zu jagen, und kommen gegen Abend wieder zurück. Dieser Hoffnungsschimmer, so schwach er auch war, ermutigte ihn ein wenig, und er beschloss, jedenfalls bis zum Abend an derselben Stelle zu bleiben. Inzwischen aber meldete sich der Hunger so stark, dass er sich erhob, um nachzusehen, ob nicht einige Reste Brot oder Fleisch vom Abend vorher im Gras liegen geblieben seien. Glücklicherweise fand er bald ein großes Stück Brot und etwas Fleisch; vielleicht hatte es einer der Brüder in einer Anwandlung von Mitleid absichtlich für ihn zurückgelassen. Mit dankbarem Herzen begann Wilhelm zu essen, und als er dann das umliegende Gebüsch untersuchte, fand er auch ein silberklares Bächlein, so dass er seinen Durst gleichfalls stillen konnte.

So hatte Gott bereits sein Gebet erhört und ihm ein Mahl mitten im Wald bereitet. Wilhelm war von Herzen dankbar dafür, und sein Vertrauen, dass Gott ihn auch wieder zu Menschen führen und ihn nicht Hungers sterben lassen würde, vergrößerte sich.

Je mehr der Tag vorrückte, desto stiller wurde es um Wilhelm. Schon war die Sonne im Westen tief herabgesunken, und die Bäume begannen lange Schatten zu werfen. Endlich verschwand der glühende Feuerball ganz, und abendliche Dämmerung lagerte sich ringsumher. Die Vögel verstummten allmählich und suchten im Gebüsch ihre Nester auf; die Käuzchen erhoben ihren unheimlichen Ruf, und große Fledermäuse flatterten um Wilhelm her. Dem armen Jungen entsank der Mut mehr und mehr; die Hoffnung, dass seine Brüder zurückkommen würden, hatte er längst aufgegeben, und er musste daran denken, sich einen sicheren Zufluchtsort für die Nacht zu suchen. Da er im Wald aufgewachsen war, wusste er sich besser zu helfen, als es die meisten Kinder in seinem Alter in einer solchen Lage gewusst hätten. Um sich vor den Wölfen zu schützen, deren es, wie er wusste, immer noch einige im Wald gab, suchte er nach einem passenden Baum, auf dem er die Nacht zubringen konnte. Die meisten waren zu

dick für ihn, oder die ersten Äste waren so hoch von der Erde entfernt, dass er sie unmöglich erreichen konnte. Endlich jedoch fand er ganz in der Nähe des Weges einen Baum, der allen Anforderungen entsprach; und ohne sich lange zu besinnen, kletterte er hinauf. Sobald er ein bequemes Plätzchen erreicht hatte, setzte er sich zurecht und band seinen linken Arm an einen Ast fest, um nicht im Schlaf von dem Baum hinabzufallen.

Es wurde dunkler und dunkler. Der Wind erhob sich und schüttelte die Bäume. Aber das erschreckte Wilhelm wenig, da er an das Heulen des Windes gewöhnt war; er hatte ihm in der Hütte daheim oft mit stillem Vergnügen gelauscht. Freilich war es etwas anderes, im väterlichen Häuschen beim traulichen Herdfeuer zu sitzen, geborgen vor Sturm und Wetter, als mitten im Wald auf dem schwankenden Ast eines Baumes zu hocken. Doch Wilhelm war für sein Alter recht mutig. Nur *ein* Ton machte ihn erzittern; er hörte in der Ferne das Geheul eines Wolfs, gerade wie am Abend vorher, als er mit seinen Brüdern durch den Wald zog. Da wandte sich sein Blick wieder nach oben: „Gott behüte mich!“ Gerade über ihm leuchtete ein heller Stern. Sein Anblick wirkte wunderbar beruhigend auf das geängstigte Gemüt des Knaben.

Doch was war das? Blühte da nicht in weiter Ferne ein Licht auf? Wilhelm schaute angestrengt durch die dichten Zweige der Bäume. Wie bemerkt, stand der Baum, auf dem er saß, in der Nähe des einen der vier obengenannten Wege, so dass er ihn eine ziemliche Strecke weit mit den Augen verfolgen konnte. Das Licht verschwand für einen Augenblick; doch siehe, da war es wieder, und nun blieb es ruhig auf einem Fleck stehen. Dies sehen und seinen Arm losbinden, war für Wilhelm das Werk eines Augenblicks. Wo ein Licht war, da muss auch ein Mensch sein. Und dieser Gedanke, nicht allzu weit von einem Menschen entfernt zu sein, erfüllte den verlassenen Jungen mit solcher Freude, dass er, ohne weiter zu überlegen, von dem Baum herabkletterte und auf den Weg hinaustrat. Doch o weh! Von dem Licht war unten nichts mehr zu sehen. Allein Wilhelm hatte sich zum Glück die Richtung gemerkt, in der ihm das Licht erschienen war, und nun lief er, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, den Weg

entlang, fortwährend in der Angst, dem Wolf zu begegnen, dessen Geheul er gehört hatte. Der Weg war sehr uneben und holperig, wie eben Waldwege gewöhnlich sind; dazu stieg er einmal plötzlich an, und dann fiel er ebenso steil wieder abwärts.

Als Wilhelm eine Viertelstunde weit gelaufen sein mochte, erreichte er einen Punkt, von dem aus er das Licht wieder sehen konnte; und siehe da, es war schon größer geworden – ein Beweis, dass es nicht mehr so weit entfernt sein konnte. Der kleine Bursche stand einen Augenblick still, um ein wenig Atem zu schöpfen; dann begann er seinen Lauf von neuem.

Das Licht verschwand sofort wieder, da der Weg von neuem abwärts führte. Doch Wilhelm wusste nun, dass er die Richtung nicht mehr verfehlen konnte, und lief getrost weiter. Als er wieder auf ebener Erde war, trat gerade der Mond hinter einer Wolke hervor, und nun sah er in seinem Licht in geringem Abstand vor sich einen breiten Bach, der den Weg durchschnitt und auf dessen Wasser der Mond silberne Streiflichter warf. Wilhelm erschrak, denn er wusste nicht, ob der Bach nicht zu tief war, um ihn durchwaten zu können. Doch zu langem Besinnen war keine Zeit, umso weniger, als er hinter sich das Geräusch zusammenschlagender Zweige zu hören glaubte, wie wenn ein großes Tier in eiligen Sprüngen durch den Wald lief.

Er lauschte einen Augenblick mit vorgebeugtem Oberkörper und angehaltenem Atem. Richtig, es unterlag keinem Zweifel mehr – ein Tier, wahrscheinlich ein Wolf, war ihm auf den Fersen. Einen lauten Schreckensruf ausstoßend, eilte er weiter, dem Bach zu. Das Tier kam näher und näher, schon hörte er seinen raschen, keuchenden Atem. Da plötzlich stolperte er über eine Baumwurzel und stürzte so heftig zu Boden, dass er für einen Augenblick die Besinnung verlor. Als er wieder zu sich kam, fühlte er den warmen Atem des Tieres an seinen Wangen. Er wagte kein Glied zu rühren. Todesangst erfüllte sein Herz, und er dachte nicht anders, als im nächsten Augenblick die scharfen Zähne des Wolfs in seinem Fleisch zu fühlen.

Merkwürdigerweise aber tat ihm das Tier nichts zuleide, sondern ging um ihn herum und beroch ihn von allen Seiten. Dann begann es leise zu winseln, und als nun Wilhelm langsam sein Gesicht dem Tier zuwandte, da fing es an, seine Wangen zu belecken und fröhlich zu bellen. Wilhelm traute seinen Augen und Ohren kaum. Das, was er für einen Wolf gehalten hatte, war ein großer Hund mit langen, zottigen Haaren, ganz wie sein Cäsar. Und als er nun auf die Füße sprang, da gebärdete sich das Tier wie unsinnig vor Freude, sprang an Wilhelm in die Höhe und bellte und heulte, dass es weithin durch den Wald schallte.



„Cäsar, mein lieber, guter Cäsar!“, jubelte

Wilhelm. Er hatte seinen treuen Hund erkannt. Ja, er war es wirklich; an seinem Hals hing noch ein Stück des Stricks, mit dem einer der Brüder Wilhelms ihn drei Tage vorher befestigt hatte. Er musste ihn zerrissen oder zernagt haben. Aber wie war es ihm möglich gewesen, aus der verschlossenen Hütte zu entkommen? War er durch ein Fenster gesprungen? Und wie hatte er den weiten Weg bis zu ihm gefunden? Wilhelm zerbrach sich nicht lange den Kopf über diese Fragen. Cäsar, sein einziger Freund auf dieser Erde, war wieder bei ihm, das war genug. Freude und Dank gegen Gott, der ihm, wie er sicher glaubte, das treue Tier zugeführt hatte, erfüllten sein Herz, und indem er den Hund immer wieder streichelte und liebkostete, vergaß er für einen Augenblick völlig, wo er war. Ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit kam über den einsamen Knaben, als wenn er daheim bei seinem Vater gewesen wäre.

Endlich jedoch erinnerte er sich der gefährlichen Lage, in der er sich noch immer befand; und wieder begann er seinen Lauf, jetzt be-

gleitet von seinem Hund, der in großen Sätzen neben ihm herlief. Bald war der Bach erreicht, den er im Mondschein gesehen hatte. Jetzt aber war guter Rat teuer. Der Bach war breit und strömte stark. Einige Sekunden stand Wilhelm unentschlossen am Ufer; doch da erschallte von neuem jenes unheimliche Geheul, das ihn schon wiederholt in Angst versetzt hatte, und – sein Entschluss war gefasst. Mutig sprang er in das Wasser hinein, und obwohl es ihm bis an die Hüften reichte, schritt er doch tapfer vorwärts. In der Mitte des Baches war die Strömung so stark, dass sie ihn umwarf, und wenn nicht Cäsar, der neben ihm schwamm, ihn mit den Zähnen an den Kleidern gepackt und ans andere Ufer gezerrt hätte, dann würde die Sache einen bösen Ausgang genommen haben.

Nochmals überhäufte Wilhelm seinen Lebensretter mit dankbaren Liebkosungen, die Cäsar sich schweifwedelnd gefallen ließ. Dann schüttelte er – denn es war keine Zeit zu verlieren – so gut wie möglich das Wasser von sich ab und setzte sich wieder in Trab, der Hund immer dicht neben ihm. Der Mond verschwand wieder hinter einer Wolke, und der Weg wurde beschwerlicher, aber Wilhelm beachtete es kaum, die Nähe seines Hundes gab ihm Mut und Vertrauen.

So hatten sie beinahe den Gipfel des nächsten Hügels erreicht, als Wilhelm nicht weit von sich entfernt ein paar funkelnde Punkte leuchten sah. Im gleichen Augenblick hörte er auch das leise Geheul eines Wolfs. Er stand still; das Blut drohte ihm in den Adern zu erstarren. Cäsar, der die Nähe des Wolfs ebenfalls bemerkt hatte, stellte sich kampfbereit vor seinen jungen Herrn und begann ingrimmig zu knurren. So vergingen einige Minuten, die sich unserem jungen Freund zu Stunden auszudehnen schienen. Endlich sah er, wie die leuchtenden Punkte anfangen, sich zu bewegen; der Wolf kam näher, und mit einem gewaltigen Sprung stürzte er sich auf den Hund. Doch dieser, an den Kampf mit Wölfen gewöhnt, fasste seinen Feind blitzschnell an der Kehle. Ein heftiger Kampf entbrannte; der Wald hallte wider von dem lauten Geheul der wütenden Tiere. Wilhelm, der seinen Hund nicht verlassen wollte und ihm auch nicht zu Hilfe kommen konnte, wandte sich wieder im Stillen an seinen himmlischen Vater,

der ihm bereits so augenscheinliche Beweise seiner Hilfe gegeben hatte; denn er wusste wohl, dass, wenn der Wolf Cäsar überwältigte, auch er verloren war.

Der Kampf dauerte inzwischen fort. Die beiden Tiere schienen gleich stark zu sein. Jetzt wälzten sie sich wie ein Knäuel am Boden umher, dann wieder standen sie auf den Füßen und zerrten sich wütend von einer Seite zur anderen. Endlich aber ließ Cäsar ein triumphierendes Geheul vernehmen, und im nächsten Augenblick sah Wilhelm den Wolf im Gebüsch verschwinden, während der Hund auf ihn zukam und ihn an der Hose zupfte, als wollte er sagen: „Lass uns eilen, dass wir fortkommen!“



Wilhelm wartete nicht lange. Er lief, so schnell es seine Kräfte erlaubten, und als sie nochmals eine Senkung überschritten hatten und die nächste Anhöhe erreichten, da erblickte er – o welche Freude! – das Licht kaum noch hundert Schritte von sich entfernt. Es kam aus einem Häuschen, das gerade wie das des Vaters am Waldrand, dicht am Weg lag. Einen lauten Freudenschrei ausstoßend, eilte er auf das Häuschen zu und kletterte, da er nicht gleich die Tür finden konnte, über den Zaun, während Cäsar ihm mit einem mächtigen Satz folgte. Im nächsten Augenblick stand er vor der Tür und schlug zitternd vor Aufregung mit der Faust gegen dieselbe; und als nicht sofort aufgetan wurde, rief er mit seiner hellen Stimme: „Macht auf, macht auf!“

Ein unerwartetes Wiederfinden

Endlich hörte Wilhelm schlüpfende Schritte, und eine Stimme fragte: „Wer ist da?“

„Ich bin es, ein Junge, der sich im Wald verirrt hat und den die Wölfe zerrissen haben würden, wenn sein Hund ihn nicht gerettet hätte“, rief Wilhelm.

„Komm herein!“, ließ sich die Stimme wieder vernehmen. Zugleich hörte er, wie der Riegel weggeschoben wurde. Im nächsten Augenblick drehte sich die Tür knarrend in den Angeln, und eine gebückte weibliche Gestalt wurde sichtbar, die beim Anblick des zitternden Knaben freundlich wiederholte: „Komm herein! Du bist samt deinem Hund willkommen.“

Mit einem Sprung befand sich Wilhelm in dem engen Hausflur, und Cäsar folgte ihm. In dem ungewissen Lichtschein, der durch die geöffnete Tür der Kammer nebenan fiel, erkannte er eine alte Frau in einem hellblauen wollenen Umschlagtuch und mit einer weißen Mütze auf dem Kopf.

„Tritt ins Zimmer, mein Junge“, sagte die Frau jetzt in herzlichem Ton; „wie wirst du dich im Wald geängstigt haben! Aber jetzt ruh dich getrost erst einmal aus, hier bist du sicher!“

Wilhelm ließ sich das nicht zweimal sagen. Während die alte Frau die knarrende Haustür wieder sorgfältig verriegelte, trat er mit Cäsar ins Zimmer. Wie nett und gemütlich sah es hier aus; gerade so freundlich, dachte er, wie die alte Frau selbst. In einem großen, offenen Herd, wie man sie noch heute hie und da in alten Bauernhäusern findet, brannte ein lustiges Feuer; auf dem Tisch stand ein niedriges Öllämpchen, und daneben lag aufgeschlagen ein großes Buch. Es war die Bibel, wie Wilhelm später erfahren sollte. Bis dahin hatte er ja noch keine Bibel gesehen. Neben dem Kamin lag eine alte graue Katze und blinzelte die neuen Ankömmlinge verwundert an. An der inneren Seite des Zimmers stand ein großes, mit blendendweißem Linnen überzogenes Bett, daneben ein geräumiger Schrank mit Glastüren, hinter denen eine Anzahl Teller und Tassen und hellblinkender zinnerner Schalen stand.

Wilhelm ließ seine Augen verwundert von einem Gegenstand zum anderen wandern. Wie war es hier doch so viel schöner als draußen im Wald auf dem Baum! Der plötzliche Übergang von Furcht und Sorge zu Ruhe und Sicherheit wirkte so überwältigend auf das Gemüt

des Jungen, dass er schluchzend auf die Knie sank und Gott für seine Hilfe dankte. Dann wandte er sich zu seinem treuen Hund und sagte:

„Mein lieber, guter Cäsar, wo würde ich jetzt sein, wenn du mich nicht aufgesucht hättest! Zweimal hast du mir das Leben gerettet. Wärest du nicht gekommen, so würde ich entweder ertrunken sein oder der Wolf hätte mich gefressen.“

Die alte Frau, die inzwischen auch ins Zimmer getreten war, sah diesem Schauspiel tief bewegt zu, und als sie hörte, in welcher rührender Dankbarkeit der Junge mit seinem Hund sprach, kamen ihr die Tränen.

In diesem Augenblick bemerkte Wilhelm, dass Cäsar blutete. Besorgt betrachtete er ihn von allen Seiten und fand nun, dass die Zähne des Wolfs ihm eine tiefe Wunde in den linken Hinterschenkel gerissen hatten. Wilhelm bat die alte Frau, ihm etwas Wasser zum Auswaschen der Wunde und ein Tuch zum Verbinden des Beins zu geben. Sie holte daraufhin bereitwilligst etwas Wasser herbei. Als Wilhelm die Wunde reinigte, was Cäsar sich ruhig gefallen ließ, stürzten ihm von neuem die Tränen aus den Augen. „Mein lieber, armer Cäsar!“, schluchzte er ein über das andere Mal, während er seinen Arm um den Hals des Hundes legte und ihn zärtlich an sich drückte.

„Weine nicht, mein Junge“, sagte jetzt die alte Frau. „Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Lass den Hund nur in Ruhe; er wird sich selbst besser pflegen, als du es tun kannst. Das Verbinden des Beins ist zwecklos. Cäsar würde den Verband doch wieder abreißen, um die Wunde belecken zu können. Also lass ihn gewähren. Ich will ihm lieber ein weiches Lager neben dem Herd zurechtmachen und ihm etwas zu fressen bringen. Du wirst dann schon sehen, dass er in einigen Tagen wieder ganz munter ist.“

Wilhelm trocknete seine Tränen. Er fühlte, die alte Frau hatte Recht. Und was für eine liebe Art sie hatte. Am liebsten wäre er ihr um den Hals gefallen. Er folgte ihr dankbar mit den Augen, als sie jetzt ein altes Schafsfell herbeiholte, es in der Nähe des warmen Herdes auf dem Boden ausbreitete und Cäsar anwies, sich darauf zu legen. Der kluge Hund folgte sofort dem Wink und streckte seine müden Glieder auf dem weichen Lager aus. Ein tüchtiges Stück Brot und

einen fetten Knochen, den ihm seine neue Gönnerin brachte, verschmähte er ebenfalls nicht. Wilhelm sah lächelnd zu, wie er über diese Gegenstände herfiel; offenbar hatte das arme Tier seit längerer Zeit wenig oder gar nichts gefressen. Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, legte er sich wieder auf dem Fell zurecht, leckte die Wunde noch eine Zeitlang und schloss dann die Augen.

Wilhelm betrachtete seinen Hund mit zärtlichen Blicken und rührte sich nicht eher vom Fleck, bis dieser sich anschickte zu schlafen. Die Alte ließ ihn gewähren. Als Cäsar aber eingeschlafen war, sagte sie:

„Nun, mein Junge, kommt die Reihe an dich. Aber sage mir zunächst: Hattest du denn gar keinen anderen Freund im Wald als deinen Hund?“

„Nein“, erwiderte Wilhelm traurig.

„Ganz allein im Wald?“, fuhr die alte Frau mitleidig fort; „armes Kind! Doch du kannst mir morgen weitererzählen, wo du daheim bist und wie es gekommen ist, dass du dich im Wald verirrt hast. Aber“, fuhr sie fort, indem sie Wilhelm erstaunt betastete, „deine Kleider sind ja ganz nass; wie kommt das?“

„Ich bin durch den Bach gewatet, der nicht weit von hier den Weg durchschneidet.“

„Durch den reißen den Bach? Wie ist das möglich?“

„Ich hörte einen Wolf hinter mir heulen, und da blieb mir keine andere Wahl“, entgegnete Wilhelm; „aber ich wäre wahrscheinlich ertrunken, wenn Cäsar mich nicht ans Land gezogen hätte.“

Während der Junge noch sprach, hatte die Alte aus ihrem Schrank eine wollene Decke hervorgeholt und begann nun, dem armen Burschen die nassen Kleider auszuziehen. Dabei sah sie ihn so liebevoll an, dass Wilhelm von neuem die Tränen in die Augen traten, denn er hatte ein gar weiches Gemüt.

„Warum weinst du denn, mein Junge?“, fragte die alte Frau.

„Weil ihr so lieb und gut gegen mich seid und weil ich so dankbar bin, dass Gott mich hierher geführt hat. Ich fürchtete schon, nie wieder zu Menschen zu kommen. Ich war so allein und war so bange vor den Wölfen.“

„Trockne deine Tränen, mein Kind“, tröstete die alte Frau. „Du bist jetzt in Sicherheit, und kein böser Wolf soll dir mehr etwas anhaben können.“ Damit küsste sie ihn wiederholt auf die Wangen.

Nachdem sie die Kleider neben dem Herd zum Trocknen aufgehängt und Wilhelm gehörig abgerieben hatte, wickelte sie ihn in die wollene Decke und legte ihn in ihr Bett. Dann setzte sie ein Töpflein Milch ans Feuer, brockte etwas Brot hinein und brachte die warme Suppe dem Jungen ans Bett. Sie richtete ihren Findling auf und fütterte ihn, da er seine Arme, nicht frei bewegen konnte, mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit.

Wilhelm ließ es sich herrlich schmecken und fühlte bald wieder Leben und Wärme in seine steifen Gliedmaßen zurückkehren. Nachdem er sich gesättigt hatte, legte er sich behaglich in die Kissen zurück; doch dann sagte er:

„Ich kann nicht einschlafen, bevor ich Gott für seine gnädige Bewahrung gedankt und Euch, liebe Frau, geküsst habe. So habe ich es in der letzten Zeit immer gemacht, während mein lieber Vater krank war; und Ihr seid gerade so lieb und gut gegen mich, wie mein Vater es war.“

„Hast du denn keinen Vater mehr?“, forschte die alte Frau.

„Ach nein“, antwortete Wilhelm mit einem tiefen Seufzer; „er ist vor einigen Tagen gestorben. Ich habe zwar noch fünf Brüder, aber sie haben mich nicht lieb. Als der Vater tot war – er starb in der Nacht, während ich neben ihm auf einem Stuhl eingeschlafen war –, haben sie ihn nahe bei unserer Hütte begraben und mich dann auf einem Esel mit in den Wald genommen. Zwei Tage lang sind wir immer marschiert, bis wir nicht weit von hier an einen Ort kamen, wo vier Wege zusammenlaufen. In der letzten Nacht nun, während ich fest schlief, haben sie mich verlassen und sind wahrscheinlich wieder nach Hause gezogen. Als ich heute Morgen wach wurde, wusste ich nicht, was ich anfangen sollte. Da habe ich denn den Herrn Jesus gebeten, Er möchte mir helfen; und Er hat es getan und mich hierher gebracht. Wenn ich doch hier bleiben könnte! Es ist hier so schön,

noch viel schöner als in unserem Häuschen an der anderen Seite des großen Waldes.“

„Ja, du sollst hier bleiben, mein Kind“, erwiderte die alte Frau gerührt; „ich bin ganz allein und habe mich schon oft nach einem menschlichen Wesen gesehnt, denn seitdem mein Sohn mich verlassen hat, bin ich immer allein gewesen. Und jetzt bin ich eine alte Frau, die niemand mehr auf der Welt hat. – Ja, bleibe bei mir, mein Junge, und dann wollen wir zusammen arbeiten und miteinander dem lieben Gott für alle Güte danken. Du musst doch jetzt den Herrn Jesus sehr lieb haben, da du erfahren hast, wie gern Er die Gebete der Kinder erhört, nicht wahr?“

„Ja, ich habe Ihn lieb. Mein Vater hat mir viel von Ihm erzählt, wie Er aus dem Himmel gekommen ist, um für Sünder zu sterben, und wie Er die Kinder so besonders lieb gehabt und sie an sein Herz gedrückt hat. Es war so schön, wenn der Vater mir seine Geschichten erzählte, wie z. B. von Mose im Schilfkästlein, von Abraham und Isaak, von David und Salomo. Er sagte, das alles stände in einem großen Buch, das *die Bibel* heiße. Wir hatten leider keine Bibel, aber er sagte mir, seine Mutter habe eine Bibel besessen und ihm, als er noch klein war, alle jene schönen Geschichten erzählt; aber das sei schon viele Jahre her, und er habe lange nicht mehr daran gedacht und nichts mehr davon wissen wollen. Und auch meine Brüder wollten nichts davon wissen und lachten und spotteten, wenn der Vater vom Herrn Jesus sprach.“

Der kleine Erzähler machte eine Pause, da seine Augenlider immer schwerer wurden. Doch die alte Frau, deren Neugierde im höchsten Grade erregt schien, musste noch mehr hören. Sie hatte den Worten des Knaben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelauscht und bat jetzt: „Erzähle mir noch etwas mehr von deinem Vater, mein Junge.“

Wilhelm berichtete darauf in seiner kindlich treuherzigen Weise alles, was in den letzten Wochen und Monaten vor seines Vaters Tod vorgefallen war. Er verschwieg auch nicht, was sein Vater ihm über seine Jugend erzählt hatte, wie ungezogen er gewesen und wie er

seiner gottesfürchtigen Mutter, einer Witwe, entlaufen sei. Er schilderte ferner mit lebhaften Farben – denn es hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht –, wie bitter sein Vater die Sünden seiner Jugend bereut und wie sehnlichst er danach verlangt habe, seine Mutter noch einmal vor seinem Tod zu sehen und sie um Vergebung zu bitten; und wie er dann endlich im Glauben an Jesus glücklich geworden und in Frieden heimgegangen sei.

Während Wilhelm sprach, hatten sich die Augen der alten Frau immer mehr erweitert. Mit starrem Blick und weit vorgebeugtem Oberkörper lauschte sie auf die Erzählung des Jungen. Als er geendigt hatte, begann sie so heftig zu zittern, dass sie sich auf die Kante des Bettes setzen musste, um nicht umzufallen. War es möglich, dass Wilhelms Vater ...? Ach, sie wagte den Gedanken nicht auszudenken! Ihr Sohn war ja auch vor vielen Jahren in Ungehorsam und Eigensinn von ihr gegangen, und nie wieder hatte sie ein Wort von ihm gehört. Einige Minuten lang konnte sie kein Wort hervorbringen; ihre Zunge war wie gelähmt, und nur von Zeit zu Zeit gab ein schwerer Seufzer Kunde von dem Sturm der Gefühle, der in ihrer Brust durch Wilhelms Erzählung hervorgerufen worden war. Unser kleiner Freund bemerkte die gewaltige Aufregung der alten Frau, wusste aber nicht, was er davon denken sollte. Endlich fragte sie mit bebender Stimme:

„Wie hieß dein Vater?“

„Robert Hartmann.“

„Barmherziger Gott!“, rief die alte Frau, indem sie die Augen nach oben richtete und die Hände krampfhaft faltete; „ist es möglich? O wie herrlich und unausspürbar sind Deine Wege! Robert Hartmann war mein Sohn, mein einziger Sohn! – Und er starb so, wie du vorhin gesagt hast? O dann sind meine Gebete erhört. Gott sei ewig Dank! Mein Sohn ist nicht in seinen Sünden gestorben, sondern er ist zur



Einsicht gekommen und zurückgekehrt, wie einst der verlorene Sohn ins Vaterhaus!“

Wilhelm hatte sich in seinem Bett aufgerichtet und starrte die alte Frau sprachlos an. Diese fuhr nach einer Weile fort:

„Und du bist der Sohn von Robert Hartmann, mein Junge? Dann bist du ja mein Enkel, und ich bin deine Großmutter! Hat der Herr dich armes Kind zu mir gesandt, damit du ein Unterkommen bei mir finden solltest und ich einen Trost und eine Hilfe in meinen alten Tagen? O Herr, wie groß ist deine Güte; ewig sei Dein Name gelobt!“

Nach diesen Worten schloss sie Wilhelm zärtlich in die Arme und bedeckte seine Wangen mit zahlreichen Küssen. Der gute Junge wusste nicht, wie ihm geschah. Er hatte heute schon so viel erlebt, und nun noch am späten Abend diese unerwartete Begegnung mit seiner Großmutter! Er konnte es nicht fassen und keine Worte finden, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Als er sich endlich ein wenig von seinem Erstaunen erholt hatte, sagte er: „Es ist ein wunderbarer Tag heute; wie gut ist es doch, dass meine Brüder mich in den Wald gebracht haben! Anders würde ich niemals hierhergekommen sein noch je meine liebe Großmutter gefunden haben. O wie gut! Ich dachte, ich hätte gar keinen Freund mehr auf der Erde als meinen treuen Cäsar, und nun hat Gott mich hierher geführt!“

Beide weinten Tränen der Freude miteinander. Aber dann forderte die Natur ihre Rechte. Als die erste Aufregung vorüber war, fielen dem glücklichen Jungen die Augen zu, und wenige Minuten später war er fest eingeschlafen. Die alte Großmutter aber dachte nicht an Schlaf. Ihr Herz war so voll von Freude und Dankbarkeit, dass sie keine Spur von Müdigkeit fühlte. Sie setzte sich an den Tisch, holte ihre große Hornbrille herbei, und dann las sie mit leiser Stimme den 103. Psalm. Ja, der Herr hatte Großes an ihr getan und mit Gutem gesät-



tigt ihr Alter! „Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!“, so flüsterte sie ein über das andere Mal vor sich hin, und dann sank sie auf die Knie nieder, um den Gott aller Gnade für seine überströmende Güte zu preisen. Ihr Sohn, der ihr einst so viel Verdruss und Kummer bereitet, für den aber das Mutterherz stets dieselbe Liebe bewahrt hatte, war im Glauben an seinen Erlöser heimgegangen, dahin, wo sie ihn bald wiedersehen würde; und nicht genug damit, der Herr hatte ihr auch auf eine so wunderbare Weise ihr Enkelkind zugeführt. Nicht länger sollte sie einsam ihre Tage zubringen. Junge Kräfte sollten ihr die Arbeitslast abnehmen, welche für ihre alten Schultern längst zu schwer geworden war. Heitere Zukunftsbilder malten sich vor ihrem Geistesauge, und immer wieder begann sie Gottes Güte und Barmherzigkeit zu bewundern. Nur ein Umstand träufelte einen bitteren Tropfen in den Freudenkelch, und das war der Gedanke an die älteren Brüder Wilhelms. Aber auch im Blick auf sie konnte die alte gläubige Witwe der Gnade des Herrn vertrauen. Sie war auch für diese weit abgeirrten, gottlosen jungen Männer groß genug.

Erst als der Morgen graute, suchte die glückliche Greisin ihr Lager auf, um noch einige Stunden zu ruhen; und schon längst sandte die Sonne ihre Strahlen ins Zimmer, als die beiden Schläfer erwachten. Nachdem sie gefrühstückt hatten, begann von neuem ein Fragen und Erzählen zwischen Großmutter und Enkel, bis der Magen sie daran erinnerte, dass es längst Mittagszeit sein müsse. Am Nachmittag zeigte die Großmutter dem Enkel ihre Ziegen, Hühner und Gänse sowie ihren Garten, in welchem sie allerlei Gemüse für ihren Bedarf baute. Die Sorge für die Ziegen und das Federvieh wurde sogleich Wilhelm übertragen, und er unterzog sich seiner neuen Aufgabe mit Eifer und Geschick. Ein neues Leben begann in dem Häuslein am Wald; die Großmutter, die schon weit in der Siebenzig stand, aber für ihr Alter noch außerordentlich rüstig war, lebte wieder auf und schien sich zu verjüngen in dem Glück, das Kind ihres einzigen geliebten Sohnes bei sich zu haben. Sie lehrte ihn, als er heranwuchs, das Feld bearbeiten und den Garten bestellen; zugleich unterwies sie ihn im Lesen und

Schreiben und sandte ihn auch in das nächste Dorf, wo es eine kleine Schule gab.

So vergingen mehrere Jahre. Wilhelm wuchs zu einem kräftigen Jüngling heran und wandelte, in Gottesfurcht erzogen, in den Wegen des Herrn. Seine Großmutter behandelte ihn stets mit der größten Liebe, aber auch mit dem nötigen Ernst. Oft sagte sie: „Ich habe mich an deinem Vater schwer versündigt. Er war mein einziges Kind (ihr Mann war kurz nach der Geburt seines Söhnchens gestorben), und ich war zu schwach, ihn zu züchtigen, wenn er ungehorsam war. In falscher Liebe und Nachgiebigkeit ließ ich seine Unarten vielfach ungestraft durchgehen, und darum hat Gott mich dafür gestraft. Nun wolle Gott mich bewahren, dass ich denselben Fehler an dir begehe!“ Als Wilhelm größer und vernünftiger wurde, war er seiner Großmutter sehr dankbar dafür, dass sie ihn in dieser Weise erzogen hatte.

So flog ein Jahr nach dem anderen in glücklichem Beisammensein dahin. Doch kein Glück ist von Dauer auf dieser Erde. Das sollte auch Wilhelm erfahren. Die erste Veränderung, die ihm aufrichtigen Schmerz verursachte, war der Tod seines treuen Hundes. Cäsar bewachte zwar noch jahrelang treulich Haus und Hof, aber dann wurde er trotz aller Pflege seitens seines jungen Herrn schwächer und schwächer. Die Zähne fielen ihm aus, und schließlich wurde er fast ganz blind. Eines Morgens fand ihn Wilhelm tot in seiner Hütte liegen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Tränen nicht erwehren. War es doch Cäsar gewesen, der ihm in den schlimmsten Tagen seines Lebens allein treu geblieben war und ihm zweimal das Leben gerettet hatte. Er grub ihm ein Grab unter einem alten Baum im Garten.

Doch dieser Schmerz war klein im Vergleich mit demjenigen, welcher dem Jungen noch bevorstand. Die liebe, alte Großmutter, die inzwischen ihr fünfundachtzigste Lebensjahr überschritten hatte, verspürte mehr und mehr die Beschwerden des Alters. Doch war sie immer noch rüstig und konnte die leichteren Hausarbeiten noch versehen. Da auf einmal wurde sie krank, und schon wenige Tage darauf entschlief sie in den Armen ihres Enkels. Der Schmerz Wilhelms war unsagbar. Jetzt stand er zum zweiten Mal ganz allein in dieser Welt.

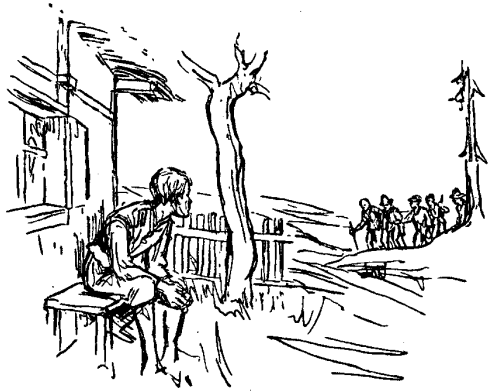
Zwar war das Häuschen seiner Großmutter mit den dazu gehörigen Ländereien jetzt sein Eigentum geworden; aber wie einsam und verlassen kam er sich vor, nachdem die sterbliche Hülle der lieben alten Frau auf dem Friedhof des Dorfes zur letzten Ruhe gebettet worden war! Großmutter fehlte ihm überall.

Mehrere Jahre lang blieb er nun allein und arbeitete fleißig draußen auf dem Acker oder im Garten. Er hatte nur wenig Verkehr mit den Nachbarn, da er nicht viele Gleichgesinnte unter ihnen fand. Endlich jedoch wurde es ihm zu einsam, und er bat den Herrn, ihm eine gottesfürchtige Lebensgefährtin zuzuführen. Nicht lange nachher lernte er ein braves Mädchen kennen, das zwar nicht viel irdisches Gut sein eigen nennen konnte, dafür aber einen reichen Schatz an Liebe und Treue und ein aufrichtiges, frommes Gemüt besaß. Wilhelm fragte sie, ob sie seine Frau werden und zu ihm in das Haus am Wald ziehen wolle. Sie willigte ein, und wenige Monate später hielt sie als junge Hausfrau ihren Einzug in ihr neues Heim. Jetzt gab es neues Leben in dem kleinen Haus am Wald. Der Herr war mit dem jungen Paar und segnete die Arbeit ihrer Hände; auch schenkte er ihnen im Lauf der Jahre mehrere Kinder, die Wilhelm so zu erziehen bestrebt war, wie die alte Großmutter ihn selbst einst erzogen hatte.

Nach dreißig Jahren

Wir könnten eigentlich unsere Geschichte jetzt schließen; aber meine Leser möchten sicherlich gern noch etwas über die Brüder Wilhelms wissen, wie es ihnen ergangen ist und ob sie nicht zur Einsicht über ihr böses Leben und ihre gottlose Tat gekommen sind. Ich will gern ihre Wissbegierde befriedigen, umso mehr, als in der Tat die Gnade Gottes selbst diese großen Sünder erreicht und so die heißen Gebete ihres sterbenden Vaters, ihres jüngsten Bruders und der alten Großmutter erhört hat.

Wir überspringen eine Reihe von Jahren, während der Wilhelm mit seiner Familie still und glücklich im Waldhäuschen lebte. Es ist ein schöner, warmer Sonntagnachmittag. Wilhelm, der inzwischen vierzig Jahre alt geworden ist, sitzt vor der Türe seines Häuschens; neben ihm auf einem niedrigen Schemel hockt seine jüngste Tochter und liest in einem Buch; zwei Knaben tummeln sich auf dem Rasen umher, und die Mutter geht mit dem jüngsten Kind, einem frischen, pausbackigen Knäblein, auf dem Arm in dem warmen Sonnenschein spazieren. Es ist ein liebliches Bild. Das Häuschen selbst sieht so schmuck und einladend aus mit seinen hellen, blitzenden Scheiben und dem frischen Grün, das an den Wänden emporrankt, dass man eintreten und ein Stündchen verweilen möchte. Alles atmet Ruhe und Frieden.



Das Buch, das Wilhelms Töchterchen auf dem Schoß hält, ist Großmutter's alte Bibel. Sie ist gerade beschäftigt, ihrem Vater ein Kapitel daraus vorzulesen, und der lauscht mit stiller Freude den schönen Worten. Da veranlasst ihn ein leises Geräusch, nach der Seite zu blicken, und zu seiner großen Verwunderung sieht er fünf ärmlich gekleidete Männer aus dem Wald treten und mit langsamen, müden Schritten auf seine Hütte zukommen. Sie trugen weder Schuhe noch Strümpfe, und ihre zerlumpten Kleider vermochten kaum ihre Glieder zu bedecken. Es war ein trauriger Anblick. Die Männer waren nicht mehr jung. Zwei von ihnen hatten bereits ganz weißes Haar, und die jüngsten schienen mindestens fünfzig Jahre alt zu sein. Sie kamen allmählich näher, und als sie die Gartentür erreicht hatten, entblößte einer der beiden Alten sein kahles Haupt und bat demütig

um ein Stück Brot. Wilhelm stand auf und ging den Fremden einige Schritte entgegen.

„Wir sind arme Leute“, sagte der Alte, „und haben seit mehreren Tagen keine andere Nahrung gehabt als Beeren und Wurzeln, die wir im Wald fanden. Des Nachts haben wir unter freiem Himmel geschlafen. Wir sind unglücklich und heimatlos.“

„Ihr tut mir leid“, entgegnete Wilhelm, „denn ich weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, Tag und Nacht im Wald zuzubringen, ohne Speise und Trank und ohne eine Heimat auf dieser Erde zu kennen. Als ich noch klein war, bin ich auch einen Tag und eine Nacht im Wald umhergerirrt, und würde wohl von den Wölfen zerrissen worden sein, wenn nicht mein treuer Hund mich gerettet hätte.“

Als Wilhelm dies sagte, blickten die Männer einander fragend an. Er bemerkte dies wohl, wusste aber nicht, was es zu bedeuten hatte, und fuhr fort:

„Ihr werdet hungrig und durstig sein, wenn ihr schon so lange Zeit im Wald zugebracht habt; darum kommt herein, lagert euch hier aufs Gras, und ich werde euch etwas zu essen bringen.“ Mit diesen Worten wandte er sich dem Haus zu; aber seine Frau, die die Unterhaltung mitgehört hatte, war ihm bereits zuvorgekommen, war ins Haus geeilt und hatte schon einige tüchtige Schnitten Brot mit Butter bestrichen. Ihr Mann ging in den Keller und holte eine große Schüssel Milch herbei, und die beiden Buben brachten dann alles zu den Männern hinaus.

Diese waren inzwischen der Einladung gefolgt und hatten sich, müde und hungrig wie sie waren, auf dem Rasen vor dem Haus gelagert. Als die Knaben zu ihnen traten, fielen sie gierig über die Lebensmittel her. Man sah es ihnen an, dass ein solcher Genuss ihnen lange nicht zuteil geworden war. Als die Mahlzeit beendet war, erhob sich der Älteste, verbeugte sich tief vor Wilhelm und dankte ihm für seine Güte; zugleich fragte er, ob er ihnen nicht erlauben wolle, die kommende Nacht in dem Stall zuzubringen. „Wir haben“, sagte er, „nun schon seit längerer Zeit nicht mehr ordentlich geschlafen. In unserer Jugend machten wir uns nicht viel daraus, wo wir die Nacht zubrachten, aber

wir sind alt und schwach geworden, und das Übernachten unter freiem Himmel ist schwer für uns.“

„Im Stall wird nicht genügend Raum für euch alle sein“, entgegnete Wilhelm; „aber ich habe eine kleine Scheune, in der ich das Heu für meine Ziegen aufbewahre. Da ist Platz genug; dort könnt ihr in dem weichen Heu schlafen, und ich werde euch ein paar Decken geben, um euch damit zuzudecken. Setzt euch deshalb nur ruhig wieder hin und esst, bis ihr satt seid.“

Der Alte verbeugte sich wieder und kehrte zu seinen Gefährten zurück. Wilhelm holte seinen Stuhl herbei und setzte sich zu ihnen. Nachdem er sich einen Augenblick an dem Appetit geweidet hatte, mit dem die Männer die Vorräte verschwinden ließen, fragte er:

„Nun sagt mir einmal, wo ihr herkommt und weshalb ihr zu fünfen reist. Was habt ihr vor, morgen zu tun, und wohin geht eure Reise? Weit könnt ihr doch kaum noch gehen, denn einige von euch sehen ganz erbärmlich aus und scheinen krank zu sein.“

Die Männer antworteten nicht sogleich. Endlich aber hob einer von ihnen an, indem ein tiefer Seufzer über seine Lippen kam:

„Mein Herr, das ist eine traurige Geschichte. Wir sind fünf Brüder, alle Söhne *eines* Vaters. Wir waren Holzhauer und wohnten jenseits des Waldes, ungefähr drei Tagereisen von hier. Unser Vater ist schon mehr als dreißig Jahre tot. Wir hatten gegen einen jährlichen Pachtzins das Recht, alles trockene Holz im Wald zu sammeln und die Bäume, die uns von den Förstern bezeichnet wurden, umzuhauen und zu verkaufen. Vor Jahren aber sind wir bei unserem Fürsten in Ungnade gefallen. Unsere Hütte wurde verbrannt, all unser Besitztum uns genommen, und wir selbst kamen ins Gefängnis. Viele Jahre lang haben wir in einem dumpfen Kerker zubringen müssen, so dass unsere Gesundheit völlig untergraben ist. Als wir endlich freigelassen wurden, waren wir zu jeder schweren Arbeit untauglich geworden; dazu wollte niemand die eben erst aus dem Kerker Entlassenen in Arbeit nehmen. So kamen wir in die größte Not und waren, um unser Leben zu fristen, gezwungen zu betteln. Wir sind von Ort zu Ort gezogen und beschlossen endlich, in diese Gegend zu gehen, wo man uns nicht kennt, in der Hoffnung, hier vielleicht Arbeit und Verdienst zu

finden. Auf unserem Zug durch den weiten Wald haben wir unbeschreiblich gelitten, da wir von allem Nötigen entblößt waren. Wir haben gehungert und des Nachts gefroren; so sind wir endlich bis hierhin gekommen.“

Der Mann schwieg. Wilhelm ließ nachdenklich seine Augen von einem zum andern wandern. Eine dunkle Ahnung stieg in seinem Innern auf. Waren diese armen, zerlumpte Männer vielleicht seine Brüder, die ihn einst so herzlos behandelt hatten? War es möglich, dass Gott sie ihm in ihrem Elend zusandte, damit er Liebe an ihnen übe und ihnen Böses mit Gutem vergelte? Um sich Gewissheit zu verschaffen, fuhr er fort, sie auszuforschen und fragte:

„Was war denn der Grund, weshalb ihr bei eurem Fürsten in solche Ungnade gefallen seid? Das muss doch eine schwere Schuld gewesen sein.“

Wieder dauerte es eine geraume Weile, ehe die Antwort erfolgte. Endlich aber sagte der älteste der Männer: „Es ist so, wie Ihr sagt. Wir haben jahrelang Wilddieberei getrieben und unserem Fürsten viel Rehe und Hirsche weggeschossen. Man hatte uns lange im Verdacht, konnte uns aber nichts beweisen. Endlich aber kam die Sache durch einen Händler, an den wir das Wildbret verkauft hatten, an den Tag. Wir wurden, wie mein Bruder bereits erzählt hat, verhaftet, und, weil wir die Wilddieberei so lange getrieben hatten, sehr schwer bestraft. Anfänglich waren wir voll Wut und Zorn, aber nach und nach stiegen andere Gefühle in uns auf. Wir erinnerten uns an unseren Vater, der uns oft ernstlich wegen unseres Tuns ermahnt und an die Gerechtigkeit Gottes erinnert hatte. Diese Gerechtigkeit hatte uns jetzt erreicht, das fühlten wir; damit erkannten wir aber auch, dass wir, anstatt zornig zu sein, Ursache hatten, uns selbst anzuklagen und vor Gott unsere Sünden zu bekennen. Nach unserer Freilassung wollten wir ein ehrliches Leben führen. Ja, Herr, es war uns aufrichtig ernst mit diesem Entschluss. Aber niemand wollte etwas mit uns zu tun haben; nicht einmal einige Beile wollte man uns borgen, so dass wir den Plan, unsere alte Hantierung wieder aufzunehmen, nicht ausführen konnten.“

„Aber“, sagte Wilhelm, in dessen Innern die Überzeugung sich immer mehr befestigte, dass er seine Brüder vor sich habe, „habt ihr denn gar keine Verwandten in der Gegend, wo ihr früher wohntet? Ist niemand da, der sich euer annehmen könnte?“

„Nein“, erwiderte der Alte, „wir stehen ganz allein. Unser Vater war aus einer anderen Gegend dorthin gezogen. Er war auch Holzhauer, sein Name war Robert Hartmann.“

„Und hattet ihr nicht noch einen jüngeren Bruder?“, fragte Wilhelm.

Die Männer blickten einander an und starrten dann zu Boden; aber keiner antwortete eine Silbe. Nach einer Pause sprang Wilhelm auf und, indem er mit ausgebreiteten Armen auf seine Brüder zuing, sagte er:

„Ja, ihr *hattet* noch einen jüngeren Bruder, und dieser Bruder bin ich! Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, wie einst die Söhne Jakobs, als sie ihren Bruder Joseph nach Ägypten verkauften; aber Gott hat alles zum Besten gelenkt. Er hat mich am Leben erhalten und mich wunderbarerweise hierher geführt zu meiner alten Großmutter, der Mutter unseres Vaters, die damals noch lebte und mich mit mütterlicher Liebe aufgezogen hat. Sie wohnte hier in diesem Häuschen, das jetzt mein Eigentum ist, und in welchem ich nun schon viele Jahre in Ruhe und Frieden gewohnt habe. Gott hat mir irdisches Gut und dazu noch eine treue Frau und liebe Kinder gegeben. Und nun seid willkommen bei mir! Ich habe genug, um euch zu erhalten, bis ihr euch erholt habt und wieder imstande seid, euren Unterhalt selbst zu verdienen. Ich vergebe euch, was ihr an mir getan habt, und ich hoffe, dass auch Gott euch eure Missetat vergeben wird.“

Die fünf unglücklichen Männer saßen wie versteinert da. Während Wilhelm sprach, hatten sie nicht gewagt, den Blick zu ihm zu erheben. Seine Worte schmetterten sie völlig zu Boden. Also der freundliche Mann, der da vor ihnen stand und ihnen so gütig begegnete, war ihr jüngster Bruder, den sie einst so schändlich behandelt hatten? Und dieser Bruder hatte, anstatt ihnen ihr Verbrechen mit ernstesten Worten vorzuhalten, nur liebevolle, vergebende Worte für sie? An-

statt sie, wie sie es verdient hätten, von Haus und Hof wegzujagen, streckte er ihnen seine helfende und rettende Hand entgegen? Eine ganze Weile saßen sie still und stumm da. Endlich stand der Älteste auf, ging auf Wilhelm zu und warf sich vor ihm auf die Knie. Wilhelm bat ihn, aufzustehen, aber er wollte nicht. „Nicht eher stehe ich von meinen Knien auf, bis du noch einmal wiederholt hast, dass du uns unsere schreckliche Sünde vergeben willst“, schluchzte er.

Auch in die übrigen Brüder kam jetzt Leben und Bewegung. Auch sie baten ihren Bruder mit vielen Tränen um Vergebung. Es war ein ergreifendes Schauspiel. „Ja, ja, ich vergebe euch“, wiederholte Wilhelm, der selbst aufs tiefste erschüttert war, immer wieder. „Lasst die Vergangenheit vergessen sein und kommt in meine Arme als meine lieben Brüder!“

Mit diesen Worten hob er seinen ältesten Bruder vom Boden auf und umarmte ihn herzlich; ebenso seine übrigen Brüder. Auch seine Frau und die Kinder, welche bisher im Kreis umhergestanden und der Unterredung zugehört hatten, kamen nun herbei und drückten den Fremden herzlich die Hand, und alle wetteiferten miteinander, ihnen Liebes und Freundliches zu erzeigen.

Als der erste Sturm der Gefühle sich gelegt hatte, begab sich Wilhelm mit seiner Frau in die Scheune, um diese möglichst wohnlich für seine Brüder herzurichten, denn im Häuschen war nicht Raum für alle. Aus dem Heu, das in Menge vorhanden war, und einigen wollenen Decken wurde in kurzer Frist ein weiches Lager für die armen, todmüden Männer hergestellt, und dann forderte Wilhelm sie auf, mit ihm niederzuknien und Gott für seine wunderbaren Führungen zu danken. Alle folgten bereitwillig dieser Aufforderung; und als Wilhelm jetzt seine betende Stimme erhob und die Gnade Gottes pries, welche die weit Verirrten, wenn auch auf einem schmerzlichen Weg, zur Besinnung und Einsicht gebracht hatte, und als er die Bitte daran knüpfte, dass Gott noch weiter in den Herzen seiner Brüder wirken und ihnen aufrichtige Buße und die Vergebung aller ihrer Sünden schenken möge, da flossen die Tränen von neuem reichlich. Mit dem Bewusstsein, dass der Gott aller Gnade sein Flehen erhören würde, kehrte Wilhelm dann in sein Häuschen zurück, und ich brauche nicht

zu sagen, dass er hier mit den Seinigen noch einmal niederfiel, um den Herrn zu loben, der wieder einmal über Bitten und Verstehen getan hatte, und um seinen Segen auf das Haupt seiner zurückgekehrten Brüder herabzuflehen.

Am folgenden Morgen machte er sich unverzüglich daran, unweit seines eigenen Hauses eine geräumige Hütte für seine Brüder zu bauen, wobei ihm diese, soviel sie es vermochten, hilfreiche Hand leisteten. Seine Frau sorgte unterdessen für Strümpfe und Hemden, während der Schneider aus dem nahen Dorf herbeikommen und tagelang Kittel und Hosen für die Fremdlinge nähen musste. Bis die Hütte fertiggestellt war, blieben diese in der Scheune, nahmen aber an den Mahlzeiten der Familie regelmäßig teil. An ein regelrechtes Arbeiten ihrerseits war vorläufig nicht zu denken. Die armen Leute waren so ermattet, dass sie einer längeren Pflege bedurften, um wenigstens einigermaßen wieder zu Kräften zu kommen.

Als die Hütte, die natürlich in der einfachsten Weise gebaut wurde, fertig dastand, versah Wilhelm sie mit den notwendigsten Hausgeräten, als Betten, Stühlen, einem Tisch usw. Auch kaufte er Äxte und Beile, damit seine Brüder ihren früheren Beruf wieder aufnehmen könnten. Die fünf Brüder vergalteten seine Liebe mit der innigsten Dankbarkeit und mit einem stillen, arbeitsamen Leben. Allerdings kamen die beiden Ältesten nie wieder in die Lage, ihr eigenes Brot essen zu können. Ihr Körper war durch die lange Gefangenschaft und durch die darauf folgenden Entbehrungen zu sehr geschwächt worden. Sie lebten nur noch einige Jahre; aber beide gingen im festen Glauben an das kostbare Blut Christi, das von aller Sünde reinigt, in Frieden heim. Auch an den übrigen erwies sich die wunderbare Macht der Gnade Gottes. Die unermüdlichen Bemühungen Wilhelms um das Heil ihrer Seelen blieben nicht ohne Frucht. Auch sie kamen allmählich zur Erkenntnis ihres verlorenen Zustandes und nicht lange nachher zum lebendigen Glauben an Christus.

So wurden die heißen Gebete des sterbenden Vaters und der alten Großmutter am Ende doch noch erhört. Wilhelm und seine Frau

überlebten die drei Brüder noch manches Jahr und durften das Vorrecht genießen, noch ihre Kindeskinde auf ihren Knien zu schaukeln und sie, als sie heranwuchsen, in der göttlichen Wahrheit zu unterweisen. Und dann war es dem Großvater immer eine Freude, auch der Enkelschar von seinen Erlebnissen zu erzählen und dabei Gottes Güte zu rühmen.